

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 21

Artikel: Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637224>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 21 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

26. Mai

== Pfingsten. ==

Von Max Kempner.

Einen Schleier hat der Frühling gewebt,
Besezt mit bunten Demanten,
Smaragdgrüne Wiesen voll glitzerndem Tau,
Der Baumb Blüten Weiß und der Veilchen Blau,
Und alles regt sich und jubelt und lebt
Auf der Erde dem alten Giganten.

Und auch wir, von dem Farbenwunder entzückt,
Wir eilen der Sonne entgegen,
Wir schreiten beseligt zum Bergeshang,
Zum murmelnden Waldbach mit frohem Gesang
Und danken, aus tiefem Herzen beglückt,
Für all den quellenden Segen.

O Pfingsten, du wunderpendendes Fest,
Wie faßt du in eins zusammen,
Was im Innern als heimliche Sehnsucht thront,
Was da draußen an trunkenen Freuden wohnt.
Was die Menschen vor Wonne erschauern läßt,
Versengt von den himmlischen Flammen.

O Pfingsten, du herrlichster Tag im Jahr,
Geboren aus Duft und Schimmer,
Wo mit grünen Maien geschmückt das Haus,
Wo die Welt erfüllt von Jubelgebräus —
O Pfingsten, wie bist du so wunderbar!
O Pfingsten, wie lieb' ich dich immer!

□ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

In den nächsten Tagen saß sie an einem großen Tisch und schneiderte drauflos. Sie änderte ihr weißes Kleid um. Aus eng wurde weit, aus einer langen, geschmeidigen, schmalen Gestalt wurde eine Blume mit weitem Kelch, gleich einer Gartenwinde. Sie sah kindlich jung darin aus, wenn sie sich mit ausgebreiteten Armen um sich selbst drehte und die beiden Samtbänder am Gürtel flogen. Hohe, feine Stiefel aus weißem Leder umschlossen ihre Füße. Keine Verzierung, kein Schmuck am ganzen Kleid, doch war nichts dazu, nichts davon zu wünschen. Schüchtern stand Martin neben ihr.

„Ich kenne dich gar nicht wieder. Du siehst ja aus wie eine porzellanene Hirtin oder wie ein Schulmädchen, ganz anders als sonst.“

„Du wirst dich bald daran gewöhnt haben, es ist jetzt Mode so,“ sagte sie gewichtig und ein wenig ärgerlich, daß er sie nicht unbedingt lobte.

„O hübsch bist du immer, nur hat deine Schönheit eine Seite umgeschlagen. Aber woher hast du denn die Schuhe? Das sind ja Prinzessinnenschuhe.“

„Mutter hat mir das Geld dazu gegeben.“ Das war nun nicht wahr, Lis hatte längst dafür gesorgt, daß ihr

jeweilen vom Haushaltsgeld etwas zurückblieb für dringende Fälle. Und was wäre im Augenblick dringender gewesen als diese geschmeidigen, hohen, glatten Stiefelchen?

Als sie sich am nächsten Sonntagabend bereit machte, um mit Martin in das Glücksland einzugehen, regnete es. Martin unwidelte Lis' Stiefelchen mit Seidenpapier und zog ihr ein Paar seiner Schuhe über, denn sie hatte wenigstens eine Viertelstunde zu gehen bis zum Bahnhofchen von Urbach. Auch wollte er, daß sie seinen großen, grauen Gummimantel trage. Lis schämte sich der häßlichen Verkleidung. Da ihr aber nichts anderes übrig blieb, fügte sie sich. „Das würde mir in der Stadt nicht geschehen, daß ich als eine solche Vogelscheuche über den Weg gehen müßte,“ dachte sie böse. Martin tröstete sie. „Du wirst um so schöner auferstehen. Keine der Damen wird aussehen wie du.“

Es war das erste Mal, daß sie bei Bianchi eingeladen waren, denn der Meister wollte Martin an Geselligkeit gewöhnen. Er sollte sich drehen und winden lernen. Der natürliche Anstand und die keineswegs ungeschickte Art des Dorfschulmeisters genügte nicht in der Gesellschaft, in die Bianchi Martin einführen wollte.

Als Martin und Lis die breite Treppe in Bianchis Haus hinaufstiegen, trug Martin den grauen Mantel auf dem Arm. Der Diener sah ihnen nach.

„Teufel,“ dachte er, „ist denn das nicht des Schulmeisters Frau? Wie sieht die denn aus?“ Er sah ihr nach, bis sie oben von einem Lakaien empfangen wurde und verschwand.

Sie standen unter der Türe, Lis war nun doch befangen. Da kam ihnen Bianchi entgegen, der mit seinem löcherigen Sofa und den Zigaretten seine ganze Art und sein eigenes Wesen im Musikzimmer des Gartenhauses gelassen zu haben schien.

„Ich freue mich sehr, Sie hier zu begrüßen,“ sagte er zu Lis. Sie sah verblüfft auf. Wie redete der Meister? Und er trug einen Frack? Und im Knopfloch ein Bändchen? Sie reichte ihm die Hand und wußte nicht recht, was sie sagen sollte.

„Meine Frau hat sich sehr über Ihre Einladung gefreut,“ sagte Martin ruhig.

„Ich sehe es,“ gab der Meister zurück. „Sonst sähe sie nicht aus wie sie aussieht. Lassen Sie mich Ihnen etwas zeigen,“ wandte er sich an Lis. Er ließ Martin stehen und führte Lis vor einen englischen Kupferstich.

„So sehen Sie aus. Wie ein Kind jener Zeit. Die Haare, die Tüllkrause, den zarten Schleier über Hals und Nacken, der weite Rock, genau so. Charmant.“ Lis war befangen. Sie fragte sich, ob denn der Meister eine zweite Seele über seiner echten trage, so wie sie Martins Schuhe über den ihren angezogen, eine Seele, die er abstreifen könne, wann er wolle?

„Sie sind ja ganz anders als sonst,“ sagte sie plötzlich zu ihm. Er lächelte.

„Ich bin Schauspieler gewesen. Die Rolle des eleganten Hausherrn hasste ich, aber ich spielte sie, weil ich muß. Kleines Frauchen, auch Sie werden sie spielen, auch Martin wird sie spielen. . .“

„Martin nicht,“ sagte Lis bestimmt.

„Er wird sie spielen müssen.“

„Martin nicht,“ sagte Lis noch einmal.

„Kind, Eselchen, wenn ich Ihnen aber sage . . . Aber bitte, lassen Sie sich meiner Schwester vorstellen, sie erwartet uns, und ich Ungeheuer denke nicht daran.“ Und tänzelnd, um vieles kleiner als Lis, führte er sie einer Dame zu, die in einem zarten, grauen Samtkleid zwischen einigen Damen saß.

„Sorella, die Gemahlin meines Phönix. Nimm sie in deinen Schutz.“ Die Dame mit dem lieben schmalen Gesicht und den grauen Haaren nickte freundlich, stellte Lis vor und bat sie, sich zu ihr setzen zu wollen. Dann winkte sie Martin heran, den sie kannte.

„Ein Mensch mit einer Stimme, als hätte Zeus sie ihm geschenkt,“ erklärte Bianchi den Damen. „Von dieser Stimme wird man in Amerika reden, was sage ich, in Australien, bei den Kaffern, bei den Eskimos. . .“ Man lachte und befreite Martin dadurch aus der unangenehmen Lage, öffentlich belobt zu werden.

„Ich lache nicht, ich rede im Ernst,“ wehrte sich der Meister und vergaß beinahe, daß er seine Gesellschaftsseele zur Schau trug. „Ich rede ernsthaft. Er wird und muß

berühmt werden, gegen seinen Willen meinetwegen, gegen den Willen der ganzen Welt samt seiner Schwiegermutter. Er muß, muß, muß.“ Sorella winkte mit den Augen.

„Jaso. Bitte, lieber Herr Born, verstehen Sie mich nicht falsch. Ich sage muß, ich meine: Wenn Sie wünschen, wollen, und Ihre Freunde es für richtig halten. . .“

„Rede doch wie's dir ums Herz ist,“ sagte ein dicker Herr, den Bianchi feierlich als „der Violinist, denn es gibt keinen andern,“ vorgestellt hatte.

„Mir ist genau so ums Herz, wie ich jetzt gesprochen,“ sagte würdig der Meister. Leise flüsterete er dem Geiger etwas zu und zeigte auf das damastene Ruhebett, auf dem die Damen saßen. „Wie mein Sofa, so mein Benehmen. Stil, Lieber, Stil, das ist die Hauptsache.“ Er zog Savion beiseite und deutete mit den Augen auf Lis.

„Sieh einmal, die dort hat Stil. Die Kleine dort kommt vom Dorf. Hat eine fahdike Trontel zur Mutter und einen Schmied zum Pflegevater. Ist in die Dorfschule gegangen; das halbe Jahr französische Pension hat's auch nicht machen können. Und nun sieh sie an: Stil, sagte ich. Woher, frage ich, Mensch und Esel, woher hat sie das?“

„Frag' sie selber,“ sagte der Geiger.

„Rhinozeros,“ zischte der Meister. „Gäbe es überhaupt eine Antwort, so läge nicht dieser merkwürdige Reiz über ihr. Das ist Natur. Ich will dir etwas sagen, diese Kultur ist echteste Natur, klingt paradox, ist es aber nicht. Diese Frau muß in unserer Luft leben, nein, in eurer Stidluft, in eurer. Sie hat den Teufel im Leib, verstehst du? Das Teufelchen, das wir brauchen. Kultur, Stil, Liebe! Und wenn die drei den Schulmeister jagen, so bringen sie den Esel auf die Bühne. Verstehst du, Dickwänt, dieser Schulmeister ist ein Meteor, das in meinen Garten fiel. Und ich sollte ihn laufen lassen? Daß ich ein Vierfüßler wäre! Die Sünde lade ich nicht auf mein Gewissen.“

„Hast du eins?“ fragte der dicke Geiger. Da riß der Musiker seine kleinen, kohlschwarzen Augen wie Wagenräder auf, daß sie Funken sprühten.

„Ich habe ein Musikgewissen, sage ich dir. Das ist zart wie ein Hermelin, das leidet keine Flecken. Was geht mich das andere an?“

„Nichts, und mich auch nicht,“ sagte der Geiger und blies die Luft durch die Nase. „Ist man nicht bald?“ Heftig schlug Bianchi dem Freund auf den Bauch.

„Mastschwein, gefräßiges.“ In diesem Augenblick wurde zum Essen gebeten. Bianchi, ohne sich um die übrigen Damen zu kümmern oder um Sorellas Tischordnung, führte Lis zu Tisch. Sie sah unter dem weißen Licht des Kronleuchters aus wie eine silberne Blume.

Nach den paar ersten Sätzen, dem ersten Gläserklirren und Lachen verlor sie ihre Befangenheit. Sie plauderte wie ein Kind und fühlte doch die zweite Seele des Meisters unter seinen nichtsagenden, allzu höflichen Worten heraus. Sie wußte, wohin er zielte. Aber sie redete als wüßte sie es nicht. Sie erzählte von Martins Freude am Landleben und an den Kindern und freute sich, wenn Bianchi heftig wurde, weil er glaubte, sie arbeite ihm entgegen. Plötzlich legte er seine bewegliche, lange, blasse Hand auf die ihre.

„Kleine Frau, helfen Sie mir. Sie müssen. Ich zwingen Sie dazu.“ Lis lächelte ihr spitzbübisches und überlegenes

Lachen, so daß er ohne weiteres wußte, daß er an ihr seine beste Hilfe habe.

„O bravissimo“, sagte er leise. „Ich brauche Sie ja nur anzusehen. Wie sie dasitzen? Sitzt so eine Person aus dem Dorf? Dreht eine Lehrersfrau ihr Köpfchen so? Hat jemand solche Augen, der vom Leben nichts wissen will? Eselchen, kleines, entzückendes, Sie helfen mir?“ Er sah Lis mit leidenschaftlichem Willen in die Augen. „Ja oder nein?“

„Ja“, sagte Lis laut. Martin hörte dies Ja. Er saß neben einer so musikalischen Dame, daß

sie im Hause des Meisters überhaupt nicht essen mochte. Martin hörte dem gleichmäßigen Tonfall ihrer Stimme zu und fing dazwischen das Lachen seiner Frau auf, sah auch die heftige Weise, mit der Bianchi auf sie einredete. Zuletzt hörte er ihr helles „Ja“. Ob er sie wohl ängstigt, dachte er und nickte ihr zu. Sie beachtete es nicht, denn Bianchi redete mit feurigen Worten von Martins Zukunft. Lis sah in ein Traumland von wunderbarer Schönheit und Herrlichkeit und hing mit heißen Augen an des Meisters Lippen.

Bianchi mochte es kaum erwarten, bis das mit vieler Kunst zusammengestellte Essen fertig war, denn dann sollte Martin singen, zum erstenmal vor einer geladenen Gesellschaft. Doch war er seiner Sache, was Martin betraf, nicht ganz sicher.

„Winziges Frauchen, wenn Sie ihn darum bäten,“ schmeichelte er.

„Nicht ich. Das würde . . . das wäre unklug. Aber . . . aus Dankbarkeit für Sie, als Pflicht Ihnen gegenüber würde er es tun. Ja, ich glaube, dann tut er es.“

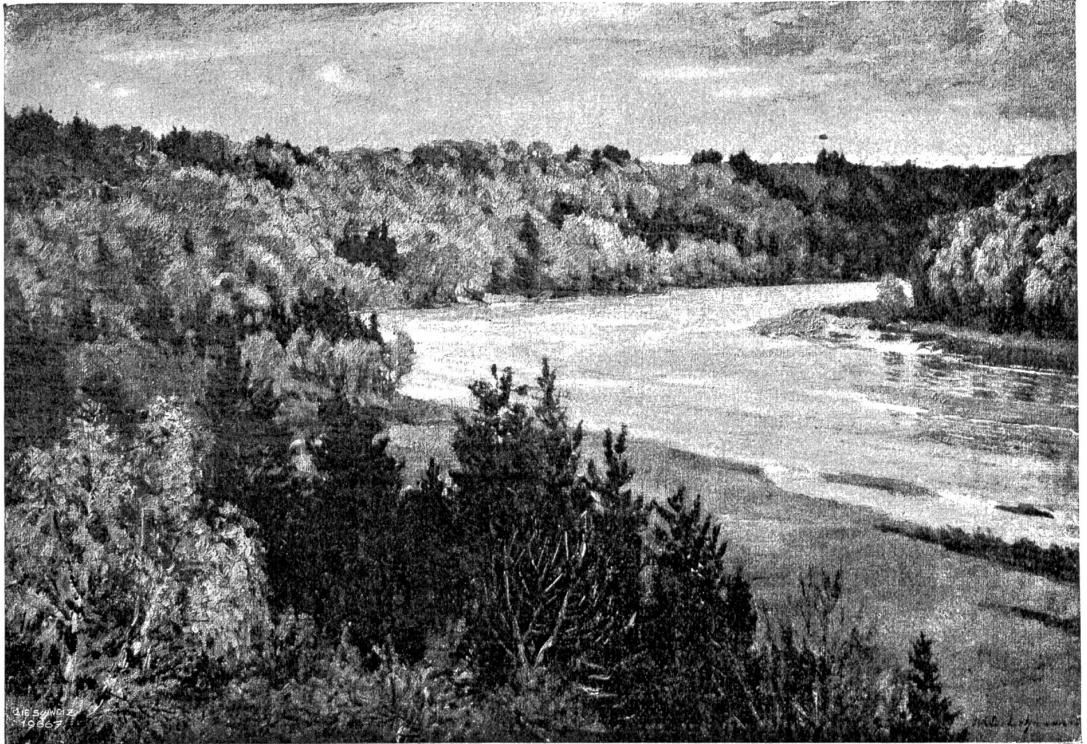
„Delila,“ sagte Bianchi und sah Lis mißbilligend an.

„Ich heiße Elisabeth,“ sagte sie verwundert. Da lachte der Meister sichernd und krümmte sich wie ein kleiner Affe. Sie war beleidigt.

„Warum lachen Sie? Finden Sie meinen Namen lächerlich?“ Er erzählte ihr von Samson, dem Starken, und von Delila, der Berräterin.

„O, das würde ich aber nie tun,“ sagte sie ernsthaft. Dazu habe ich Martin viel zu lieb.“

„O Eselchen, kleines Kindchen, natürlich nicht. An die Phylister verkaufen würden Sie ihn nicht, aber vielleicht



Wilh. Ludwig Lehmann, München: Frühlingstag.

an mich, wenn ich sehr, sehr bitte.“ Nun wußte Lis doch nicht, ob er im Ernst oder im Scherz rede. Sie hielt es für das Beste, abzulenken, und fragte nach den Herren und Damen, die mit ihr am Tisch saßen und die ihr herrlich und vornehm vorkamen.

Die schöne Blonde mit dem glitzernden Kleid ist die erste Sängerin an unserm Theater. Schön sagen wir und glaubt sie. Jung sagt sie und glauben wir nicht. Und tugendhaft, das glaubt weder sie noch wir. Aber eine Stimme . . . wie Gold und Purpur. Dennoch gegen die meines Esels Blei. Warum? Er singt mit der Seele, sie mit der Lunge. Die ganze Musik ist in seiner Stimme, Frauwesen, hören sie?“ Er sprang auf, obgleich Sorella noch nicht das Zeichen zum Aufheben der Tafel gegeben hatte.

„Verzeiht, verzeiht,“ rief er wie ein Kind der Gesellschaft zu. „Ich halte es nicht mehr aus, ich muß Musik haben oder ich ersticke. Ihr seid doch alle satt?“ Da ging ein großes Gelächter durch das schöne, mit grünlichem Eichen getäfelte Zimmer und alles brach auf, um der Schwester des Meisters in das Nebenzimmer zu folgen. Nur die Jüngste, ein sechsjähriges Mädchen, warf einen sehnsüchtigen Blick auf die Kristallschale mit Konfekt. Der Meister sah es und warf ihr einen ganzen Teller voll in die ausgestreckten Hände.

Im Saal nebenan wurde der Kaffee geboten. Die blonde Sängerin plauderte mit Martin, der Geiger mit Lis. Der Geiger weidete sich an Lis' Ursprünglichkeit. Verdammst raffiniert, dachte er. Ist das Kunst? Natur? Will sie so aussehen, oder sieht sie so aus, weil sie nicht anders kann? Gibt sie sich, wie sie ist, oder will sie sich so geben und ist eigentlich ganz anders?

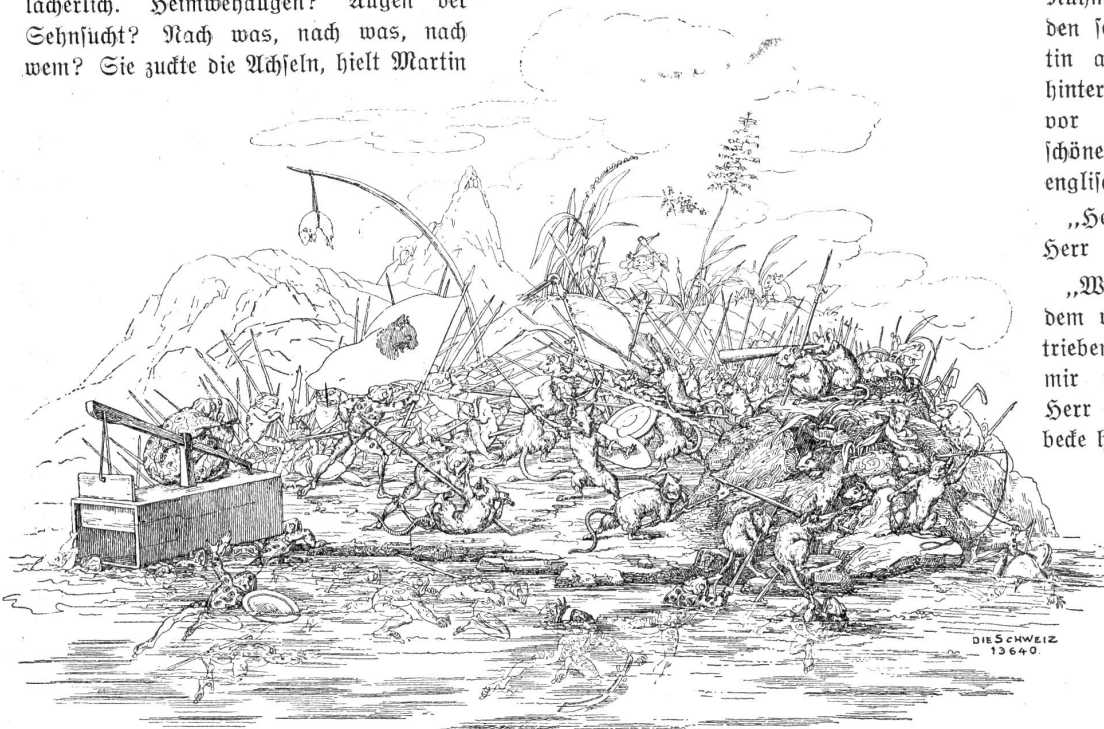
Die Sängerin suchte nach einem Ausdruck, um Martins Augen zu bezeichnen. Marchenaugen? Bei einem Mann lächerlich. Heimwehaugen? Augen der Sehnsucht? Nach was, nach was, nach wem? Sie zuckte die Achseln, hielt Martin

mich vorbei, bleibt Musik und Ruhm. Meine Schüler sind ein Teil meiner selbst, also sollen meine Schüler zu meinem Ruhm beitragen.“ Er nahm den sehr verblüfften Martin am Armel, zog ihn hinter sich her und machte vor einem großen und schönen Mann mit glattem englischem Gesicht Halt.

„Herr Martin Born, Herr Direktor Hellebede.“

„Wenn die Hälfte von dem wahr und nicht übertrieben ist, was der Meister mir von Ihnen erzählt, Herr Born,“ sagte Hellebede höflich, „so ist es schon uil ergenug. Meister Bianchi hat mich sehr neugierig gemacht.“ Martin murmelte etwas. Er hatte ein Gefühl, als seien ihm alle Kleider zu eng. Bianchi hielt ihn am Knopfloch fest.

„Der Herr Direktor möchte Sie



Martin Disteli: „Der Froschmauseler“. Der Krieg der Frosche und Mäuse nach der „Batrachomyomachia“ und dem Lehrgedicht von Georg Rollenhagen.

mit ihrem Perlmutterfacher fest und funkelte ihm Garben von Geist vor. Dann redete sie Lis an. Martin suchte Sorella. Lis war in ihrem Element. Sie fühlte, daß man sie bewunderte. Licht und Blumen waren in Fülle da, die Räume, in denen sie sich bewegte, waren von vornehmster Wirkung. Die Männer gefielen ihr, die Frauen bewunderte sie und wuste doch, daß sie selber schöner war als die andern alle. Lebenslust! fuhr es ihr durch den Sinn. Sie suchte Martin mit den Augen. Es reute sie, daß sie versprochen, ihm wegen des Singens zuzureden. Der Meister wird es schon selber tun, dachte sie. Da sah sie ihn an Martin herantreten. Martin nickte ihr zu, sie sagte ein Wort der Entschuldigung zu der Sängerin neben ihr und ging zu ihm.

„Herz, mein Liebes, ich habe Heimweh nach dir,“ flüsterte er. „Ich bin in der Fremde und habe nur dich. Dich anzusehen ist Glück für mich.“

„Denk' nur,“ sagte sie nun doch, „der Meister möchte, daß du sangest.“

„Ich?“ Martin rief es laut und prallte zurück. „Doch nicht hier, nicht jetzt?“

„Jetzt nicht, aber später, es wird Musik gemacht.“

„Das tue ich nicht,“ sagte er. Lis schwieg. Sie sah den Meister schon auf Martin zukommen.

„Junger Mann,“ sagte er. „Sie werden gewünscht. Und ich bitte Sie, ich flehe Sie an, seien Sie dem Herrn gegenüber, der Sie zu sprechen wünscht, liebenswürdig. Ich bitte Sie. Und übrigens, Sie . . . Sie . . . kann ich das verlangen, denn ich bin Ihr Lehrer. Und etwas mu der Mensch haben, das ihn freut. Die Zeit der Liebe ist für

hören. Wie wäre es mit einem Lied?“ sagte er, sah bittend an Martin hinauf und funkelte ihn mit den schwarzen Augen an. „Sie graues Eselchen, was meinen Sie?“

„Meister, Sie wollen doch nicht im Ernst, daß ich hier singe?“ fragte Martin erschrocken. „Ich kann ja nicht genug, ich habe noch . . .“

„Wenn du nur schweigen wolltest,“ sagte Bianchi streng, als spräche er zu einem Schulerlein. „Verstehe ich etwas von deiner Stimme oder du? Weist du, wann die Zeit



Martin Disteli: Selbstbildnis (Aquarell).

gekommen ist oder ich? Habe ich dich singen gelehrt oder du mich? Hast du mir zu danken oder ich dir?" Und leise zischte er: „Esel, teuflischer, willst du singen oder nicht?“ Da mußte Martin lachen.

„Er lacht, er lacht, und er singt,“ rief Bianchi laut. „Meine Herren und Damen, unser Schwan wird singen.“ Er warf Lis einen Blick voll Triumph zu. Sie kannte und fragte Martin kindlich: „Ach, Martin, willst du singen?“

„Ich muß,“ sagte er leise, „ich kann ja nicht anders.“

(Fortsetzung folgt.)



Martin Disteli: Der tolle Jäger. Die Hasen nehmen Rache an ihrem Verfolger und bringen ihn zur Verzweiflung.

= = Martin Disteli. = =

So lebhaft und fröhlich war noch nie in den Studenten-Ineipen der Musenstadt Jena diskutiert worden, als an jenem Tage, da ein junger, warmblütiger Schweizer die düstere Stätte verließ, die da Karzer heißt und die er durch einen launigen Einfall zum berühmten aller Studentengefängnisse gemacht hatte. Noch sieht man im Karzer zu Jena den „Raub der Sabinerinnen“ in halblebensgroßen Figuren und „Marius“ mit Schlafmütze und Tonpfeife nachdenklich auf den Trümmern von Karthago sitzend. Diese

Situationen waren von dem Musensohn so genial an die Wand gezeichnet, daß selbst der Großherzog August ihrer urkomischen Wirkung nicht widerstehen konnte und durch Abschluß des Zimmers für ihre Erhaltung sorgte.

Der junge Mann, der durch den Ersatz dieses seines ersten „öffentlichen Auftretens“ seinen Weg vorgezeichnet findet, ist kein anderer als Martin Disteli, geboren zu Olten im Jahr 1802. Er sollte sich dem Staatsdienst widmen und begab sich zur Vorbereitung auf seine zukünftige Tätigkeit nach Freiburg i. Br., dann nach Jena. Bald sehen wir ihn in der Münchener Akademie, wo er sich nun ganz der Kunst widmet. Dort führt er sein erstes großes Gemälde aus, das von der Kritik günstig aufgenommen wird. In richtiger Erkenntnis seiner Stärke entragt er aber bald wieder der Palette und widmet sich fortan in Olten, wohin er als relegierter Burschenschaftler zurückgekehrt ist, beinahe ausschließlich der Komposition. In seinen Stoffen durchaus nicht wählerisch — er ist infolge ökonomischer Zerrüttung seiner früher gutsituierten Familie auf den Broterwerb angewiesen — zeichnet er Aushängeschilder, Schweizer Schlachten, Illustrationen zu Schweizer Zeitschriften und zu bekannten Werken. Seine Illustrationen zum „Münchhausen“ machen Aufsehen. Er macht sich mit gleichem Geschick an Bildzyklen (Heuschrecken). Einen geachteten Namen macht sich Disteli durch seine Zeichnungen zu den Fabeln des bekannten Schweizer Dichters Abr. Emanuel Fröhlich. Aber alle seine frühern Leistungen werden in den Schatten gestellt durch den seit 1839 herausgegebenen Kalender, der seinen Namen trägt und im ganzen Schweizerland großes Aufsehen erregt. Durch die geistreichsten und witzigsten



M. Disteli: Der Liebesmäntler. Der Fuchs verwehelt als Advokat die Spuren seines Veters.